

KBA 1873

# LUX ET VITA

IN CHRISTO VITA ERAT ET VITA ERAT LUX HOMINVM

SCHWEIZ. CHRISTLICHE STUDENTEN-VEREINIGUNG  
ASSOCIATION CHRETIENNE SUISSE D'ETUDIANTS

XIV

FEBRUAR No. 2 FEVRIER

1923/24

## An unsere Abonnenten!

LUX ET VITA! Licht und Leben! Mit diesem neuen Namen treten fortan unsere „Nachrichten“ auf. Wir wollen damit klarer sagen, dass wir nicht nur Nachrichten geben wollen von unserer Vereinigung, vom Weltbund, von den Altmitgliedern, von Vorträgen und Ferienlagern. Nein, unser Blatt soll auch die Nachricht hinausrufen vom wahrhaftigen Licht, welches alle Menschen erleuchtet, vom Leben, das in Christus selbst erschienen ist.

Bei der Orientierungslosigkeit im modernen Hochschulbetrieb, wo die Relativität das letzte ist, wird eine studentische Zeitschrift, die auf der festen Grundlage des Wortes Gottes stehen möchte, zu einer dringenden Notwendigkeit und zu einer brennenden Aufgabe für die Schweizerische Christliche Studenten-Vereinigung. Trotzdem der letzte Jahrgang mit einem Defizit abgeschlossen hat, das noch nicht ganz gedeckt ist, wagen wir es weiterzufahren.

Wir haben aber noch mehr Mitarbeit nötig. Wir suchen auch in den Fragen, die uns in unseren Studien, in Wissenschaft und Technik begegnen, klare Orientierung zu gewinnen am Evangelium. Wir geben in dieser Nummer den Redaktionsplan bekannt, der die nächsten Nummern leiten soll. Wir fordern auf zur Mitarbeit, zum Nachdenken über die Fragen und zur Teilnahme an der Aussprache in unserer Zeitschrift. Dieser Aufruf richtet sich an Studenten und ehemalige Studenten, auch an Nichtmitglieder der S. C. S. V.

Wir bitten aber auch diejenigen, denen eine solche Zeitschrift am Herzen liegt, um finanzielle Hilfe, durch Bestellung und Verbreitung von LUX ET VITA, durch Aufgeben von Inseraten etc. Um die Publikation von Vorträgen und wertvollen Arbeiten der C. S. V. besser zu ermöglichen, legen wir einen Publikationsfonds an, mit dessen Hilfe die normale Nummer von 16 Seiten vergrößert werden soll, wenn es nötig ist (wie es in dieser Nummer geschehen ist zur Aufnahme des Vortrages von Prof. Spoerri). Beiträge können ebenfalls auf das Postcheckkonto VIII 10,413 einbezahlt werden.

Wir legen den Abonnenten in dieser Nummer einen Einzahlungsschein bei und bitten den Betrag von Fr. 2.— auf das Postcheckkonto VIII/10,413 vor dem 15. März einzuzahlen.

Im übrigen bitten wir Sie, genau auf die nebenstehenden Anzeigen zu achten.

## A nos abonnés!

LUX ET VITA! Lumière et Vie! C'est sous ce titre-là que paraissent dès maintenant nos „NOUVELLES“. Par cela nous voulons affirmer plus clairement, que nous

ne donnons pas seulement des Nouvelles de nos Associations, de la Fédération, des Conférences et Camps, mais que notre journal doit aussi proclamer la nouvelle de la véritable lumière qui éclaire tout homme, de la vie en Christ.

Nous avons encore besoin de collaborateurs, d'étudiants et d'anciens étudiants, qui nous aident à lutter, à chercher, à saisir. Unissez-vous à notre recherche du fondement et de l'orientation sure — dans l'Evangile — pour notre vie universitaire! Nous publions dans ces pages le plan de rédaction pour les prochains numéros, et nous faisons appel à tous, de réfléchir aux questions et de prendre part à la discussion dans notre — dans votre journal.

Nous ajoutons aux abonnés un bulletin de versement et nous les prions de bien vouloir verser la somme de fr. 2.— au Compte de chèques VIII 10,413 avant le 15 mars.

Vous êtes prié de faire attention aux communications administratives à l'intérieur de la couverture.

## Was ist uns heute noch Christus?\*)

Es gibt Erkenntnisse und Erfahrungen, die in unserm Lebensrhythmus eingebettet sind wie die Organe in unserem Körper: Wir werden ihrer Bedeutung erst gewahr, wenn sie durch irgend eine Drohung aus ihrem ruhigen Wirken aufgeschreckt werden. Nur der weiss, dass er ein klopfendes Herz hat, bei dem es gegen eine lebensgefährdende Störung alle ihm innewohnenden Kräfte aufbieten muss.

So ging es mir auch mit meiner Christuserkenntnis.

Ich hatte einen Freund, den ich sehr bewunderte. Er ist einer von den Unbedingten, die ihre Fähigkeiten bis zum äussersten Rand des Möglichen anspannen, um der Forderung zu genügen, die der Geist an sie stellt. Oft geschah es, dass aus verwirrten Gedankengängen er mir helfen konnte mit einem Wort, von dem ich nicht wusste, ob es mit Menschen- oder Engelzungen geredet war. Und wieder geschah es, dass mir ein Geheimnis und eine Erkenntnis fehlte, und bei ihm konnte ich sie finden. Auch als ich zuweilen niedergedrückt war von der trostlosen Schwäche meines Lebens, und ich sah etwas an ihm von dem Glauben der Berge versetzt, dann drang etwas in mein Wesen, das mich lange Zeit über Kämpfe hinaushob, denen ich sonst unterlag. Und ich konnte mir leicht vorstellen, dass mein Freund, wenn es von ihm gefordert würde, seine Hände den Armen gäbe und seinen Leib brennen liesse.

Nun aber traf es sich vor nicht allzulanger Zeit, dass wir ins Gespräch kamen, und wir redeten von dem richtigen Gottesdienst. Er war der Meinung, dass die Kirche samt und sonders den unrichtigen Gottesdienst pflege. Die sonntägliche Feier sei ein Widerstand gegen die wahre Anbetung Gottes. Man könne Gott nicht anders dienen, als dass man jeden Gedanken und jede Tat seines Lebens in seine Gegenwart stelle. Ich war der Meinung, dass diese Ansicht richtig sei für vollkommene Menschen und eine vollkommene Welt, dass wir es jetzt noch nötig hätten, in gewissen Stunden herausgerissen zu werden aus den uneigentlichen Zwecken, denen wir im Alltag dienen. Die Richtungslosigkeit und Verlorenheit unseres Weltlebens sei so verwirrend, dass es einer eigentlichen Institution bedürftig sei, die uns immer wieder die richtige Richtung weisen könne. Ich versuchte meine Meinung zu stützen mit der Verkündigung Christi, — aber plötzlich wurde mir entgegnet, Christus sei für uns nicht mehr das Massgebendste, es bestünden

\*) Vortrag, gehalten in Basel an der Konferenz der deutschschweizerischen C. S. V. am 16. November 1923.

heute andere Verhältnisse, und man müsse sich in den heutigen Schwierigkeiten nach anderer Hilfe umsehen. Ungefähr so lautete seine Rede. Er sprach noch davon, dass er mit seiner Meinung nicht allein sei, dass heute viele Menschen und gerade die ernsteren und die aufrichtigsten auf dieser Seite stünden...

Im ersten Augenblick hatte ich nur das dumpfe Gefühl, das etwa der hat, der in der Hitze der Schlacht eine tiefe Stichwunde bekommt, aber unbekümmert weiter kämpft, bis ihm plötzlich eine heftige Bewegung offenbart, dass die innersten Gewebe seines Körpers angegriffen sind. Es wurde mir auf einmal klar, welcher tiefe schmerzliche Abgrund mich von meinem Freunde trennte, aber gleichzeitig überströmte mich das freudige Bewusstsein von meiner Verbundenheit mit Christus. Mit einem Mal fühlte ich mich unwiderstehlich gedrungen, davon zu reden, was mir Christus ist. Ich weiss ja nicht, ob dieser Christus übereinstimmt mit den heute gangbaren Christustheologien. Aber das weiss ich bestimmt, dass dieser Christus ist — ebenso substanzial, so wesentlich, so gegenwärtig wie für irgend einen Menschen sein Bruder, sein Freund, sein Geliebter ist. Und auch das weiss ich, dass es nicht nur mein Christus ist, sondern dass viele ihre tiefsten Lebenskräfte aus der gleichen Erfahrung schöpfen.

Ich möchte zuerst von einer Position ausgehen, zu der die meisten Menschen ohne Mühe gelangen. Man kann, um sie zu verdeutlichen, etwa mit dem anfangen, was man das Werterlebnis nennt. Es ist eine fundamentale Tatsache, etwas, das auf dem untersten Grund des menschlichen Wesens verankert liegt, dass der Mensch nicht sein kann, ohne zu wählen, ohne zu unterscheiden, zu entscheiden, ohne das Gute vom Bösen zu trennen, aus dem Guten das Bessere, aus dem Besseren das Beste herauszusuchen, mit einem Wort: ohne beständig nach dem Vollkommenen hinzustreben. Darauf beruht alle Entwicklung, darauf beruht es, dass wir alles in der Entwicklung sehen, darauf beruht es, dass der Mensch, als einziges Wesen unter allen andern, sich fortentwickelt oder wenigstens versucht sich fortzuentwickeln — fort von dem jetzigen Zustand, hin zu dem Vollkommenen. Nicht das Aufrechtstehen macht den Menschen, noch die Sprache, noch das Gedächtnis, noch die Fähigkeit, Instrumente zu machen, noch sonst eine Fähigkeit, — sondern dass all diese Dinge in den Dienst der Entwicklung gestellt wurden und ermöglichten, aus einem minderen Wert einen höheren zu schaffen. Das gibt überhaupt dem Leben einen Sinn, Sinn in der Bedeutung Richtung, Sinn in der Bedeutung Wert. Mag sich das Werterleben nun auf rein biologische oder auf geistige, ästhetische, moralische Tatsachen beziehen, — das bleibt vorläufig gleichgültig, wenn nur so viel zugegeben wird: dass überhaupt Entwicklung möglich ist.

Ob es nun Menschen gibt, die nicht einmal so viel zugeben, das weiss ich nicht. Jedenfalls gibt es solche, die aus Widerspruchsfreude oder aus inneren Widerständen heraus tun, als ob sie dem Leben jeglichen Sinn und Wert absprächen. Aber wirklich! Indifferente, jedem Wert gegenüber gleichgültige Menschen, die wirklich alles sinnlos finden und denen es auch ganz gleich ist, dass es keinen Sinn gibt, — ob solche Menschen wirklich existieren, das sollte bewiesen werden; das wären nun wirklich Menschen, die keinem religiösen Gedanken zugänglich sein könnten; denn Anfang jeder Religion ist einen Wert zu suchen, Gipfel der Religion ist, den wirklichen Wert oder besser die Richtung auf den wirklichen Wert gefunden zu haben. Wer mir also nur das Vorhandensein überhaupt eines Wertes zugibt, den kann ich ohne Mühe und mit Sicherheit auf meine erste Stellung Christus gegenüber oder wenigstens zur Anerkennung dieser Position führen.

Ich werde diesen Menschen einfach auf den experimentellen Weg weisen, indem ich ihm sage: Geh nun in die Welt nach allen Richtungen, suche in allen Gebieten und Zeiten, wo du auch nur einen Wert findest, nimm ihn zu dir und leg ihn beiseite. Du

musst aber, um eine möglichst vollständige Sammlung der Werte zu bekommen, möglichst vielseitig zu Werke gehen. Es gibt Werte, die man durch Denken findet, andere Werte, die sich nur dem Fühlen erschliessen. Wiederum gibt es Werte, die man tun muss, dass man sie erfährt, Werte also, die man nicht durch stille Betrachtung oder Versenkung oder auch im Rausch der Begeisterung gewinnt, sondern durch die Tat, dadurch, dass man sie lebt. Nun will ich dir prophezeien, was geschehen wird: Je mehr du Werte sammelst, desto feiner wird dein Geschmack. Werte, die du am Anfang als kostbare Prunkstücke deiner Sammlung betrachtetest, werden dir plötzlich trivial vorkommen, wie Raritäten, die sich nachträglich als Imitationen entpuppen. Du wirst immer mehr ausscheiden, was wertlos ist und immer mehr nur die höchsten Werte beibehalten. Nun, ich sage dir, wenn du dieses Geschäft im Ernst, mit Ausdauer und Ausdehnung betreibst, dann wirst du zuletzt in deiner Sammlung nichts anderes mehr haben, als was du auch bei Christus findest; und wenn du genauer zusiehst, wirst du bei Christus noch unendlich mehr finden als alles, was du auf deinen weltweiten Wanderungen zusammenfandest.

Jedem, der mir sagt: das glaube ich nicht, — antworte ich: Du hast es nie im Ernste und ein Jahr lang probiert. Und wenn er mir antwortet: Mit allem Ernste und lange Jahre hindurch habe ich darnach geforscht; — dann antworte ich ihm: Du hast nur mit einem Teil deines Geistes, nie mit der ganzen Tat deines ganzen Wesens gesucht und gefragt. Du hast das Wort Christi nicht beachtet, das da lautet: „So jemand den Willen tut, dessen, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich aus mir selbst rede.“ Du hast die Reihenfolge nicht gemerkt in dem andern Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ — zuerst muss man den Weg gehen, dann findet man die Wahrheit, aus der endlich alles Leben quillt. Und wenn er mir zuletzt sagt: Und Sokrates und Platon und Buddha und Laotse? — dann antworte ich ihm: Wer von diesen Grossen hat in so ununterbrochener und vielfältiger Tat seine Lehre verkörpert bis zum Tod?

Gerade dieses Sichtbarmachen der Lehre an seinem eigenen Leben bis zu den äussersten schwersten Konsequenzen, das zeugt von einer Wesenhaftigkeit des Wertes, für die uns der Sinn allzusehr abhanden gekommen ist. Wesen ist uns darum ein Rätsel geworden. Es ist seltsam, wie man in unseren Tagen auf den verschiedensten Gebieten immer wieder der Frage begegnet: Was ist Wesen? Was ist das Wesen einer historischen Epoche, eines menschlichen Charakters, eines wissenschaftlichen, künstlerischen oder religiösen Werkes? Was ist das Wesen der Romantik, das Wesen der Renaissance, das Wesen Luthers, das Wesen von Kants Philosophie, von Goethes Faust, von Wesleys Kirchenordnung? Auf diese Fragen antworten ist nicht leicht, aber es lässt sich doch wenigstens das feststellen, wie sich Wesen äussert, worin sich Wesenhaftigkeit offenbart, und dadurch wird der Zugang zu den tiefsten Menschheitsfragen geöffnet.

Ueberall, wo Wesen ist, entsteht ein Zusammensein; Wesen gebiert Synthese, Einheit von Mannigfaltigem, Extensität, die durch Intensität zusammengefasst ist. Wesen äussert sich in der Struktur einer Epoche, eines Charakters, eines Werkes. Der Grad der Wesenhaftigkeit wird gemessen an der Extensität und an der Intensität einer Synthese. Der Sinn der Renaissance liegt nicht in den zahllosen einzelnen Aeusserungen der einzelnen Menschen, sondern in der Art, wie sich die kulturellen Aeusserungen zusammenschliessen zu einer Strukturform und diese Strukturform wird sichtbar in jedem geschaffenen Werk. Wenn ich aber den Rasenden Roland als Symbol der Renaissance nehme, wie finde ich den Sinn, das Wesen des Rasenden Rolands? — Ganz einfach, indem ich den zentralen Kern aufweise, von dem aus alle Teile organisch zusammengehen werden. Man kann allerdings allerlei solcher Kernpunkte finden, wie auch an einem Baum verschiedene Stellen sind, wo Aeste zusammenkommen. Aber der wird den Kernpunkt

des Baumes finden, der nicht nur einzelne Verästelungen auf ihren Springpunkt zurückführt, sondern alle Aeste in den Stamm einmünden lässt und im Stamm selber den Ort findet, wo der Ursprung ist und von wo aus die Wurzeln sich in den Boden senken.

Aber gerade für dieses Geschäft fehlt uns heute die subjektive Vorbedingung. Um Synthese, wesenhafte Struktur zu erleben, braucht es mehr als diskursives Denken. Der analysierende Verstand kennt kein Wesen, sondern immer nur elementare Relation. Eine andere Fähigkeit muss dazu kommen: eben jenes intensive Denken, das gleichzeitig ein Tun ist. Je grösser die Extensität ist, desto mehr Intensität gehört dazu, dass wir das Viele als Eines erleben. Und da liegt eben unser Mangel: Wir leben in einer Zeit der blossen Extensität ohne Intensität, der Zerstreung ohne Sammlung. Uns fehlt darum die Spannung, die dazu gehört, wesentlich zu sein und Wesentliches zu erleben. Wie leicht wir Unwesen als Wesen entgegennehmen, sieht man an der einfachen Tatsache, dass blosser Rede, wenn sie nur glänzend vorgetragen ist, uns immer grossen Eindruck macht. Es kommt uns kaum in den Sinn, zu fragen: Wie liegt diese Lehre im Leben und Wesen des Lehrenden verankert? Wir haben das Gefühl verloren dafür, wie unwesentlich alles ist, was die Menschen sagen, so lange es nicht in die Synthese ihres Lebens aufgenommen ist. Leicht nehmen wir Wort für Wesen, und uns ist nicht bewusst, dass nur das Wort wesend ist, das Fleisch wurde.

Wie erhellt sich plötzlich von da aus die Gestalt Christi: Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit ... Von wem kann man das in dem Masse sagen? Wer hat sich mit solcher Unbedingtheit dem vollkommenen Wert hingegeben mit seinem ganzen Wesen? Nur eine Antwort gibt es auf solche Fragen: Kein Berg reicht an den heran, auf dem gepredigt wurde: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

Mit einer kleinen Geschichte möchte ich das bisher Gesagte zusammenfassen und die Richtung auf das Kommende andeuten: Ein junger Mensch hörte einen berühmten Geigenkünstler spielen, und so ergriff ihn die Süßigkeit dieser Kunst, dass er im selben Augenblick sich entschloss, alle seine Kräfte dranzusetzen, ein solcher Virtuos zu werden. Seine Eltern schenkten ihm auf seinen Wunsch ein gutes Instrument und fanden für gut, eine altertümliche, dickbändige Geigenschule beizulegen. Mit Freude nimmt der junge Mensch die Geige entgegen. Aber mit leisem Hohn blättert er in der Geigenschule herum: Er kann sich nicht vorstellen, was diese pedantischen Griffe und Kniffe mit den wunderbaren Tönen zu tun haben, die der Künstler seinem Instrument entlockte. Voll Verachtung wirft er zuletzt das Buch hinter den Schrank und denkt: Ich bin Manns genug, um von mir aus spielen zu lernen, ich werde schon selber herauskriegen, wie man so ein Instrument anfasst. In der Tat greift er keck zu, und hie und da gelingt ihm ein schmelzender Ton; dazwischen tönt es oft weniger schön. Allmählich merkt er, dass er so und so greifen, so und so streichen muss, damit es gut tönt, und dass er das und das meiden muss, damit es nicht kratzt und klirrt. Es geht aber nicht schnell genug vorwärts, er hört, dass andere Leute besser geigen. So fasst er sich einmal den Mut, geht zu einem Geiger und fragt ihn, wie er es machen solle, um schneller vorwärts zu kommen. Dieser sagt ihm: Du musst dir die und die Anleitung anschaffen: Da findest du die richtigen Griffe. So tuts auch der junge Künstler, eine ganz moderne Geigenschule hat man ihm angegeben, das lässt er sich gefallen, und wahrhaftig: Eine Menge der Griffe, die er sich mühsam angeeignet, sind drin klipp und klar beschrieben und dazu eine Menge neuer. So geht es hübsch vorwärts, bis er wieder findet, er sei wieder an ein Ende gekommen. Andere Geiger geben ihm andere Anleitungen. Auch die führen ihn weiter, aber immer nur bis zu einem gewissen Punkt. Eines Tages fällt ihm die alte Geigenschule in die Hände. Gutgelaunt schlägt er das Buch auf, ein bisschen aus Lange-

weile, ein bisschen, um sich seiner Erhabenheit bewusst zu werden, blättert er drin herum. Aber siehe da: Ganz vernünftige Dinge stehen drin. Griffe, die er erst ganz neulich erprobt, andere, die er noch gar nicht kennt. Er holt seine Geige aus dem Kasten und versucht. Wunderbar. So hat er noch nie spielen können. Er gerät in ein richtiges Fieber hinein. Vergisst Essen und Schlafen. Unerschöpflich ist das Buch, unermessliche Aussichten öffnen sich ihm, und eines wird ihm überwältigend klar: Derjenige, der diese Anleitung geschrieben hat, der muss der grösste Virtuos aller Zeiten gewesen sein.

Nun, das wäre meine erste Position: Christus, der vollkommene Virtuos. So weit gelangen alle Menschen, die guten Willens sind. Die Kantreden, die bei Anlass seines Jubiläums gehalten werden, laufen alle ungefähr auf das hinaus. In der Tat wüsste ich für diesen Abschnitt meiner Erörterungen keine bessere Ueberschrift als den Titel eines Kantischen Werkes: Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. Oder als Formel: Christentum = höchstes Menschentum!

Wer sich zu solcher Christuserkenntnis durchgerungen hat, der weiss viel; wer aber auf diesem Punkte stehen bleibt, von dem wird es heissen: Wer nichts hat, von dem wird auch das genommen, was er hat. Es kommt bei Bergtouren etwa vor, dass man meint, auf die Höhe gekommen zu sein, und plötzlich, wie man oben anlangt, sieht man einen neuen Gipfel emportauchen. So hat sich jetzt hinter dem Gipfel der Bergpredigt eine neue Höhe gezeigt, die wir nun mit neuer Mühe erklimmen müssen, wenn wir die schwere Frage, die uns beschäftigt, übersehen wollen. Um von vornherein die gute Richtung zu bekommen und keine unnötigen Schritte zu tun, wollen wir uns an den Anfang des 13. Kapitels im ersten Korintherbrief erinnern:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte, und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also dass ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und liesse meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nicht nütze.“

Das ist ein hartes und unverständliches Wort. Was ist denn diese Liebe, ohne welche jene höchsten Leistungen des Menschseins nichts nützen; die Liebe, auf Grund welcher man die höchste Virtuosität des Redens, Erkennens, Glaubens und Tuns als nichtig verdammt? Die gewöhnliche Liebe, das Gefühl der Liebe kann es nicht sein; denn das wäre inbegriffen im Verteilen der Habe und Brennenlassen des Leibes.

Es mag vielleicht dieses unbegreifliche Wort zusammenhängen mit einem andern Punkt, den wir moderne Religionsvirtuosen so Mühe haben zu begreifen, mit einem Punkt, der uns sogar sehr unangenehm ist, den wir gerne irgendwie umgehen, den zu nennen schon in guter theologischer Gesellschaft als unanständig gilt:

der Opfertod Christi.

Wie widerwärtig tönt diese ganze Wortverbindung! Wie halten wir es doch lieber zu dem grossen Verkündiger des reinen Virtuosen, des Uebersmenschen:

„Einen neuen Stolz lehrte mich mein Ich, den lehre ich die Menschen: Nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern frei ihn zu tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft ... Kranke und Absterbende waren es, die verachteten Leib und Erde und erfanden das Himmlische und die erlösenden Blutstropfen ... Ihrem Elende wollten sie entlaufen, und die Sterne waren ihnen zu weit. Da

seufzten sie: O, dass es doch himmlische Wege gäbe, sich in ein anderes Sein und Glück zu schleichen. — Da erfanden sie sich ihre Schliche und blutigen Tränklein.“

Aber so schnell dürfen wir doch nicht über das Opfer Christi hinweggehen. Und zu allererst müssen wir feststellen, dass Christus kein Kranker und Absterbender war, der aus lauter Schwäche sich hinschlachten liess. Im Gegenteil: Vor seiner majestätischen Grösse warf sich das ganze Volk von Jerusalem in den Staub und schrie: Hosianna! Vor der Gewalt seines Auftretens wichen die Händler im Tempel zurück, denen er die Geldtische umwarf. Auch verrät alles, was er sagt, eine so tiefe Menschenkenntnis, dass ein kopfloses In-die-Falle-geraten bei ihm nicht denkbar ist, zumal, da er sich Verfolgungen wohl zu entziehen wusste, so lange seine Stunde nicht gekommen war. Aber jetzt in der Passahzeit, am Tage des grossen jüdischen Opfers, war seine Stunde gekommen. Er selber sagt es uns. Hat er doch an seinem letzten Abendmahl beim Brechen des Brotes auf sich selber hingewiesen: „Das ist mein Leib, der gebrochen wird.“ Die innere Beziehung zwischen seinem Leiden und dem Opfern des Passahlammes könnte nicht in ergreifenderer Weise zum Bewusstsein gebracht werden. Also hat er sich geopfert, sein Tod ist ein Opfertod, und zwar ein freiwilliger und bewusster Opfertod.

Da wir schon so viel von Christus angenommen haben, dürfen wir uns doch wohl fragen, aus welchen Voraussetzungen heraus er diesen letzten, schweren Schritt gegangen ist.

Was ist denn ein Opfer? Das Opfer im religiösen Sinn, so wie es Christus vollbrachte, ist zunächst etwas, das unter dem Eindruck der erschütternden Gegenwart Gottes geschieht, und zwar wird die Grösse und Majestät und furchtbare Macht Gottes dadurch anerkannt, dass man in seiner Gegenwart irdische Werte freiwillig zerstört und auf diese Weise die Nichtigkeit des Menschlichen vor dem Göttlichen betont. Mag auch der positive Gedanke, dass man Gott wirklich etwas gibt, im Vordergrund stehen, irgendwie tönt das Tragische des Hergebens, des Verzichtens, des Vernichtens doch beim Opfer immer mit, zumal man nur von einem Opfer sprechen kann, wenn etwas wirklich Wertvolles hingegeben wird. Der wesentliche Punkt ist, dass das Opfer eine Handlung des Menschen ist; indem er handelt, anerkennt er nicht nur, sondern er kennt er auch Gott; denn jedes Tun bringt tiefere Erfahrung. So gewinnt er die richtige Einstellung zu Gott, die Erkenntnis Gottes als eines übermächtig Heiligen, eines absoluten Wesens, vor dem alles menschlich Relative nur Ohnmacht und Staub ist. Den Sinn des Opfers kann man also nicht von aussen als Zuschauer erfahren. Die Erschütterung des ganzen Wesens in Gegenwart des absoluten, vollkommenen Wertes, der furchtbaren, unbedingten Heiligkeit Gottes — erlebt man nicht durch blosses Denken. Höchstens die Denknwendigkeit eines objektiven Wertes kann man auf gedanklichem Wege postulieren. Es lässt sich eine neue Art ontologischen Gottesbeweises auf diese Weise aufstellen, dass man sich nicht auf den blossen Begriff des Vollkommenen gründet, sondern auf das tief im menschlichen Sein verankerte Erleben des Wertes und Streben nach dem Vollkommenen. Wir sprechen nur dem Seienden Wesen und Wirklichkeit zu, das Wert hat; darum muss der Wert an sich, das vollkommene Gut, Gott — auch Wirklichkeit sein, und zwar höchste Wirklichkeit, also auch mindestens in unserem Sinne persönliche Wirklichkeit. Wenigstens ist die Tatsache, dass wir immer Entwicklung suchen und Werte unterscheiden, ebenso schwer, wenn nicht schwieriger zu erklären aus einer mysteriösen Funktion des seelischen Lebens, die in der Urzeit auf mysteriöse Weise in die Seele hineingelegt wurde und auf ebenso mysteriöse Weise sich erhalten hat, als aus der sinnlich nicht zu fassenden Gegenwart des objektiven Wertes, den wir eben durch das Organ des Wertens — das Gewissen — das sich an ihm betätigt und erhält, erfahren. Diese schlaun Gedankenführungen mögen uns aber nur die Denkbarkeit des gegen-

ständlichen Wertes vermitteln, ganz anders aber ist die Erfahrung der wesenhaften Gegenwart; die wird nur vermittelt durch die Handlung des Opfers. Man muss selber ein Opfernder, ein Geopferter sein, um der Gegenwart des Absoluten teilhaftig zu werden. Dann erst weiss man, was das heisst: Vergegenwärtigung Gottes durch Vernichtung des Menschlichen. Das ist zunächst etwas Furchtbares. Es ist die radikalste Verneinung alles Virtuositums. Wir wehren uns darum auch mit aller Macht dagegen. Alles nehmen wir gern von Christus entgegen: seine bilderreiche Lehre, seine tiefe Erkenntnis, seine holdselige Gegenwart — aber seinen Opfertod? Weg damit! Lieber wollen wir das Christusbild entstellen, indem wir den Tod erklären aus historischen Vorgängen oder aus einem Rückfall in barbarisch-magisch-jüdische Opfer- und Blutsbräuche ... Es ist ein Ding auf Erden, das dem Menschen schwer eingeht: dass der Mensch nicht selber der höchste Wert und die höchste Wirklichkeit ist, dass es einen Wert und eine Wirklichkeit ausserhalb des Menschen geben sollte, dass ein objektiver Gott und nicht ein subjektives Gutsein Anspruch auf höchste Wesenhaftigkeit macht. Gerade für die modernen Virtuosen ist das die schwerste Erfahrung ... Immer möchten wir die objektive Wirklichkeit in subjektive Funktion, das Gegenständliche in ein Zuständliches, das Metaphysische in ein Psychologisches übersetzen. Immer möchten wir Gott haben als unser Erlebnis, aber nicht als ein ausser unserem Erlebnis Existierendes, als etwas von unserer Erfahrung Unabhängiges, auch ohne uns Daseiendes, nicht Immanentes, sondern Transzendentes. Es ist aus der Tiefe der virtuellen Seele gesprochen, wenn Faust sich losspricht von dem Gott, „der von aussen stiesse“. Wir wollen eben Gott als ein Gemachtes, nicht als ein Gegebenes, mit andern Worten, wir wollen Gott nicht als ein Göttliches, sondern als ein Menschliches. Und gerade dieses Aufgeben des Menschlichen, das ists, was uns am Opfer Christi widersteht. Dass man sein Leben liesse, um einen Freund zu retten, das geht noch an. Verlangt man doch als eine selbstverständliche Alltagsleistung von jungen Leuten, dass sie ihr Leben auf den Altar des Vaterlandes legen. Auch dass ein Sokrates sich opferte um der Gerechtigkeit willen, findet man nicht ungehörig. In allen diesen Fällen handelt es sich doch um menschliche Werte, menschliches Leben, menschliche Daseinsbedingungen, menschliche Einrichtungen. Aber dass man sich einem Gott, einem Uebermenschlichen opfert, nein, das ist sinnlos. Was? sagt man, hat Christus aus sich ein so vollkommenes Menschenwesen gemacht, und kaum drei Jahre nach seinem ersten Auftreten, geht er hin, um sich zu opfern? Wäre es der Menschheit nicht zu grösserm Nutzen gewesen, er wäre länger auf Erden geblieben, hätte noch mehr Gleichnisse erzählt, noch mehr Gebete gedichtet, noch ausführlicher über den vollkommenen Zustand und die Möglichkeiten der Besserung gesprochen, noch mehr Kranke geheilt, noch mehr Tempel gesäubert? Das ist doch, wie wenn ein Virtuose, der es zur höchsten Meisterschaft gebracht hat, nun sich eine Hand abhackte, um besser spielen zu können ... So reden sie daher, schütteln den Kopf und kehren dem Kreuz den Rücken. „Den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Torheit“: Weder die Virtuosen des Gesetzes, noch die Virtuosen der Erkenntnis wollen etwas davon wissen.

Das hat eben seinen tieferen Grund. Gleichzeitig, indem das Menschliche zurückgedrängt wird, bekommt das Göttliche eine unheimliche Realität. Nicht dem Zimmermannssohn weichen wir eigentlich aus, sondern dem Gott, den uns sein Opfer nahebringt. Die reine Tatsache, dass der Wert, den wir erstreben, das Absolute, das Vollkommene nicht in uns liegt oder in später Zukunft durch uns verwirklicht werden wird, sondern dass er jetzt, in diesem Augenblick schon existiert, ausser uns, — dieses objektive Vorhandensein des Wertes hat etwas Erschütterndes. Es ist nun keine Funktion oder Tendenz in uns, der wir durch allerlei relative Werte Genüge leisten, wobei

wir immer die bessere Leistung gegen die weniger gute halten und angesichts des Fortschrittes zuversichtlich den Wert der menschlichen Leistung betonen.

Einen solchen immanenten Gott würde man sich gefallen lassen, einen Gott als Funktion, die man üben kann, wenn es einem passt. Der kategorische Imperativ, das moralische Gesetz in mir, mag einem immerhin ein Staunen einflößen, und es macht sich immer gut, zumal in der Öffentlichkeit, wenn man von der ewigen Forderung spricht. Aber es ist doch ein sehr ungefährliches Ding. Man kann in der Wirklichkeit seines Handelns damit rechnen, wenn es grad angeht ... Ganz anders aber, wenn es wirklich so etwas gäbe wie einen transzendenten Gott, einen heiligen Richter, der persönlich gegenwärtig ist und dem wir unsere Rechnungen immer wieder vorweisen müssen. Das ist doch eine erschreckend direkte Angelegenheit, die eine sofortige und immerwährende Auseinandersetzung erheischt, der man sich um jeden Preis entziehen möchte. Wir sträuben uns darum mit aller Macht dagegen, dass das Absolute lebt, das Vollkommene gegenwärtig ist, dass wir unmittelbar vor ihm stehen sollen. Aber das eben wird beim Opfer schrecklich klar: Der Mensch sieht sich nicht vor einer allmählichen Steigung, wo ziemlich fern, aber doch erreichbar das Licht des Vollkommenen glänzt. Nein, Gott ist nicht ein werdender Gott, ein Gott der Zukunft, der Ferne, sondern ein seiender Gott, ein Gott der Gegenwart, der furchtbaren Nähe. Er steht vor uns, aber eine fürchterliche Kluft trennt uns, Relative, von ihm, dem Absoluten. Wer diese unmittelbare Präsenz des Absoluten erfährt, den erfasst ein Grausen. Und es ist eine der Hauptangelegenheiten des Menschen, dieses Grausen zu verdrängen.

Und gerade das ist das Widerlichste am Kreuz Christi, dass es diesen Druck, den die göttliche Gegenwart auf die Seele ausübt, ins Unerträgliche steigert. Der Fluch des Menschseins wird hier in der alleraufdringlichsten Weise verkündigt. Die Spannung zwischen Gott und Mensch weitet sich angesichts des Kreuzes ins Unermessliche. Angesichts dieses grössten Opfers, das je ein Mensch gebracht, wird uns die quälendste Frage, mit der sich je die Menschheit abgemüht, zur unentrinnbaren Entscheidung vorgelegt: Die Frage nach dem Sinn des Leidens. Diesem abgrundtiefen und dunkeln Geheimnis werden wir nie auf den Grund geraten. Wir können nur leise und scheu uns an einigen Zusammenhängen entlang tasten, die uns die Richtung auf den tieferen Sinn geben können. Leiden hängt mit Menschsein zusammen, ja Menschsein ist in der tiefsten Bedeutung Leiden. Denn Menschsein heisst Nicht-Gott-sein, heisst ferne von Gott, ferne vom Guten, ferne vom Vollkommenen sein. Leiden ist darum nichts anderes als Bewusstwerden des Menschseins, des Nicht-Gott-seins. Dass wir nicht vollkommen sind, weder im Sein noch im Glück, dass wir am Abgrunde wohnen, in den wir jederzeit hineinstürzen können, das wird uns im Leiden offenbar. Es gibt allerdings ein dumpfes, tierisches Leiden, das keinen Sinn in sich trägt. Je tiefer, je innerlicher, je bewusster, je menschlicher wir leiden, desto mehr erkennen wir das Leiden als metaphysische Not, und gleichzeitig wird uns ganz dunkel und geheimnisvoll etwas von dem inneren Zusammenhang zwischen Sünde und Leid bewusst. Sünde ist absichtliches Herausstreiten aus der Richtung auf Gott, Leid ist mühsames Wiederaufsuchen der Richtung. Sünde und Leid braucht aber nicht unmittelbar miteinander verquickt zu sein. Der Zusammenhang ist viel tiefer. Darin liegt die besondere Genialität des religiösen Menschen, dass er in seiner unaufhörlichen Verwundbarkeit für Sünde und Leid beständig an dem Rätsel ihrer inneren Verquickung sich herumquälen muss. Nirgends wird das so deutlich als in dem Buche H i o b. Da wird das Mysterium des Leidens in klassischer Weise dargestellt. Es geht um die Beziehung zwischen Gott und Leid. Durch nichts — sehen wir hier auch — wird der Mensch so aus seiner relativen Indifferenz herausgerissen als durch körperliche Schmerzen, seelisches Leiden und Mitleiden. Ein erschütterter

und gebrochener Mensch kann nicht anders, als sich mit Gott auseinanderzusetzen. Er wird zunächst voll Verzweiflung ihn anklagen, sich empören gegen ihn, auf sein Recht pochen, Gottes Ungerechtigkeit verfluchen, bis ihm plötzlich mitten in seinem Gebaren die furchtbare Grösse Gottes und die Nichtigkeit des Menschen bewusst wird. Die Realität des Uebels zeugt gewaltig von der Realität des Guten. Gerade die tiefe Empörung zeugt von dem Glauben an das Vollkommene. Der Unwert wird zum Offenbarer des Wertes.

Und das ist nun der grosse Schritt, den Christus auf dieser Bahn weiterging: Anstatt das Leid hinzunehmen, das mit irgend einem Teil des Menschseins zusammenhing, hat er, indem er sich selbst opferte, das ganze Menschsein in den Schatten des Leidens hineingestellt. Das war für Christus, dessen ganzes Leben ein beständiger Umgang mit Gott war, die tiefste Qual, nun den Fluch des Menschseins auf sich zu nehmen und die Trennung von Gott zu erfahren. Auch bei ihm wächst die Erkenntnis durch die Tat. Je mehr sich sein Leiden steigert, desto mehr weitet sich die Kluft, die ihn von Gott trennt. Man stelle sich die ganze Skala von Leiden und Schmerzen vor, die er in jener Nacht erlebte: das Ringen in Gethsemane, wo ihn zum ersten Mal das Gefühl des Ausgesetzseins überfiel, dazu die schläfrige Stumpfheit der Lieblingsjünger, dann der Judaskuss, der Abfall aller seiner Freunde, die Verleugnung Petri, die blutige Komödie vor dem hohen Rat, das „Kreuzige ihn“ des Volkes, die skeptische Verachtung des Römers, die Roheit der Soldaten, die furchtbaren Leibesqualen bis zum Augenblick, wo er vor allen Blicken blutüberströmt am Kreuze hing zwischen zwei anderen Verbrechern. Wie furchtbar spricht sich die Erkenntnis, die ihm da zuteil wurde, in dem Schrei: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

In diesem Augenblick aber kommt es zur Wendung. Da tut sich der volle, tiefste Sinn des Opfers auf. Das Opfer ist nicht nur eine Handlung des Menschen, es ist auch eine Handlung Gottes ... Der Fluch verwandelt sich in Segen, die Ferne Gottes verwandelt sich in huldvolle Nähe, der verzweifelte Schrei, den je ein Mensch ausgestossen, wird zum Pfand der seligsten Gewissheit, das „Eli, Eli, lama asabthani“ wird zum: Es ist vollbracht. Wie das geschieht, können wir nur ahnen. Wir sehen nur die menschliche Seite an diesem Vorgang: die Erkenntnis, dass das Leiden eine Folge der Gottferne ist. Indem wir herausgerissen werden aus der Bahn der natürlichen Indifferenz, bewegen wir uns auf der Bahn des Wertes, die ihre Richtung von Gott bekommt. Gerade, indem wir im Leiden die furchtbare Gegenwart und Wirklichkeit des Vollkommenen erkennen, wird uns plötzlich bewusst, dass damit alles Unvollkommene gerichtet und das Heil uns gegeben ist. „Ich weiss, dass mein Erlöser lebt,“ so drückt Luther die Erfahrung Hiobs aus. Dieses Mysterium, das als persönliches Schicksal im Buche Hiob dargestellt ist, wird im Kreuze Christi als historische Erfahrung der ganzen Menschheit zuteil. Auf Golgatha ist die grosse Wendung geschehen. Der grösste Fluch hat sich in den grössten Segen verwandelt. Von diesem Augenblick an heisst es: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist eine Gotteskraft.“

Das Kreuz ist die Tat Christi. Vorher hat er gelehrt. Sein ganzes Leben war eine Lehre. Sein Tod war eine Tat. Durch sein Sterben wurde die Lehre seines Lebens Wirklichkeit. Das Wort wurde Fleisch am Kreuz. Als Gottessohn hat er das Wunder von der Gottnähe, die Herrlichkeit des Reiches Gottes verkündigt. Als Menschensohn aber nahm er den ganzen Fluch des Menschseins, die ganze grausige Not der Gottferne auf sich und schuf so eine neue Beziehung zu Gott für die ganze Menschheit. Die Tat auf dem Berge ist darum der einzige Zugang zu der Predigt auf dem Berge. Die Verkündigung vom Reiche Gottes bekommt erst das rechte Mass durch die himmelweiten

Koordinaten des Kreuzes. Wir können darum Gott gar nicht anders mehr sehen als in den Dimensionen, die durch Christus offenbart wurden. Alle, die seit dem Jahre des Heils Drei und Dreissig den Namen Gottes aussprechen, und wären sie auch äusserlich Feinde Christi, reden zum Gott des Gekreuzigten. Auch wenn wir Buddha und Laotse sagen, so mündet die Wegstrecke, die uns diese Grossen führen, unmerklich in die Bahn des Zimmermannssohnes von Nazareth. Bis ein Grösserer als Christus kommt — und wie sollte das möglich sein? — gibt es für uns gar keinen anderen Zugang zu Gott mehr als durch den, der gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.

Wer Christus in solcher Weise erfährt, nicht als den Gesetzgeber, sondern als Führer, als Mittler, durch den uns die Gnade der göttlichen Gegenwart zuteil wird, nicht als Lehrer, sondern als Bruder, der uns ermuntert, zum Vater emporzuschauen, der weiss, was Christus ist. Das ist das grosse Christus-Erlebnis eines Paulus, eines Luther, eines Wesley, eines jeden, der Christus wirklich erfährt: dass er aus der Spannung des Virtuositums, aus dem krampfhaften Bemühen, sich selber zu vervollkommen, in die beseligende Gegenwart eines wirklich Daseienden und Entgegenkommenden tritt. Wunderbar ist es, zu erfahren, wie nun plötzlich alle religiöse Technik wegfällt: dieses Messen der eigenen Leistung, dieses öde Sich-selber-empor-schrauben, diese ethnische Muskelgymnastik. Man steht dann einfach neben dem grossen, herrlichen Bruder dem liebenden Vater gegenüber. Es kommt dann etwas von göttlichem Leichtsinn und Uebermut über die Seele, nicht mehr das Turngerät des Gesetzes vor sich zu sehen, sondern den Liebenden, den Lebendigen. Und wie versteht es der Menschensohn, uns zu stärken und zu trösten, wenn wir verzagt sind. Nehmet, esset, das ist mein Leib, für euch gebrochen... Trinket, das ist mein Blut, für euch vergossen. Er verlangt nicht als Entgelt, dass wir nun etwas leisten. Nein, die Liebe rechnet nicht, die Liebe will sich nur geben, die Liebe will nur, dass man sie hinnimmt. Wie habe ich oft Tränen der Freude und Dankbarkeit vergossen, wenn ich plötzlich der Liebe des Meisters eingedenk wurde, wenn ich ihn dastehen sah, gütig und mild, mit liebevoll dargebotener Hand: „Da, halte dich drau, törichter, schwacher Bruder. Bist du wieder umgefallen, weil du meine Hand losliessesst? Wolltest wieder selber etwas sein, hast wieder deine frommen Uebungen angefangen, um dich interessant zu machen? Oder hast du dich in etwas Eitles vergafft, das ich nicht sehen sollte? Hast du denn nicht gesehen, dass ich dich grad um deiner dummen Gier und deines Hungers willen liebe, dass ich dir aber mehr geben kann, als du nur zu essen vermagst? Komm mit mir, ich will dir zeigen, was die Seele sättigt. Aus jedem Ding, aus jedem Menschenblick sollst du Nahrung saugen. Es ist kein Ort auf der Welt, da uns nicht der Vater mit seiner Liebe und wunderbaren Schönheit entgegenkäme.“

Wer in solchem Umgang mit Christus gelernt hat, von sich wegzuschauen und überall die Gegenwart Gottes zu erfahren, der sehnt sich, immer mehr aus seiner stolzen Vereinsamung herauszutreten und Gemeinschaft zu finden. Gemeinschaft gibt es aber nicht auf der Basis des Virtuositums. Das Kollektive als psychologische Funktion ist gleich dem Orchester im Augenblick, wo jeder seine Geige stimmt. Das Kollektive kommt nie durch das gemeinsame Instrument, sie kommt nur durch den gemeinsamen Gegenstand: Harmonie entsteht im Augenblick, wo der erste Akkord der Symphonie ertönt. Gemeinschaft auf der Basis des Virtuositums kann höchstens ein Turnverein sein, wo jeder sucht dem andern zu zeigen, was er kann, und wütend ist, wenn der andere mehr leistet. Darum ist die Kirche für viele so unbefriedigend, weil man in ihr nur noch die Turnanstalt sieht, wo man fromme Hantelübungen macht und die Kniffe der Selbstvervollkommnung lernt. Wer in ihr die Speiseanstalt sähe, wo Christus seinen Leib bricht, wie ganz anders würde er sie beurteilen. Wie dankbar würde er dem ein-

fachen Bruder entgegenreten, dem sich vielleicht Christus mehr mitgeteilt hat, um seines einfacheren, härteren Lebens willen. Wie entsetzlich vermessen sind diejenigen, die meinen, ihre Spezialreligion haben zu können, unvermengt mit der grossen Herde des ungelehrten Volkes! Wer konnte nicht den Jubelruf Christi: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbaret.“ Wohl kann man an jeder Strassenecke Christus begegnen, aber da begegnet man ihm am sichersten, wo zwei oder drei sich versammeln in seinem Namen.

Zum Schluss erhebt sich quälend noch eine Frage: Ob man nun einfach wählen müsse zwischen Virtuosität und Gegenständlichkeit, zwischen Mensch und Gott? Diese Frage steht im Zentrum der heutigen religiösen Bewegung. In allen möglichen Formulierungen erhebt sie sich, in allen möglichen Polaritäten drängt sie zur Entscheidung. So hat man gesprochen von prophetischer Frömmigkeit, die das Heilige im Sollen verwirklicht, und von mystischer Frömmigkeit, die das Heilige im Sein darstellt. Und es ist unverkennbar, dass der grosse Zug der religiösen Bewegung sich nach dem Prophetischen, dem Absoluten orientiert. Und im Namen des Absoluten verneint man nun alles Relative, verzichtet man auf jede Position, fordert man eine immer neue dialektische Bewegung, die jedes Erreichte auflöst, jede Verwirklichung aufgibt, auf dass einzig und allein das Unbedingte vor uns stehe. Dem Satz der Identität stellt man mit aller Schroffheit den Satz des Widerspruches entgegen und spricht von der ewigen göttlichen Paradoxie, die durch keinerlei rationelle oder gemütliche Kompromisse geschwächt werden dürfe. So lastet mit ungeheurer Wucht die Forderung auf dem Menschen und keine Hoffnung besteht, dass auf irgendwelchen Brücken Gott über die Kluft weg den Menschen sich nahen könnte. Das scheint nun zunächst eine äusserst konsequente Durchführung des Opfergedankens zu sein: Vernichtung aller menschlichen Eigenwerte im Angesicht des furchtbar heiligen Gottes.

Im Grund aber ist es die versteckteste und darum gefährlichste Form des Virtuositums und als solche eine radikale, ja satanische Form des Unglaubens. In der Form einer ewigen Bereitschaft ist es eine beständige Abweisung Gottes. Nicht das Menschliche wird dadurch verneint, sondern das Göttliche. Das Menschliche kann man schon sportweise negieren, es existiert eben doch in evidenter Weise. Aber indem man dem Göttlichen die Möglichkeit abspricht, sich in der Geschichte zu offenbaren, indem man es immer über die Geschichte, über die Wirklichkeit stellt, in die Zukunft verweist, ist es nie hier und jetzt wirklich existierend... Noch nie hat die intellektuelle Virtuosität ein so schlimmes Heidentum geboren als die Lehre von der absoluten Unmöglichkeit Gottes. Das Opfer hat nur dann einen Sinn, wenn es zu Gott in Beziehung bringt, wenn es eine Brücke schafft zwischen Gott und dem Menschen, wenn es der Gnade die Möglichkeit gibt, sich den Menschen wieder zuzuneigen. Darum gibt es keine Entscheidung zwischen dem Heiligen als Sollen, als Forderung, als Absolutem und dem Heiligen als Sein, als Erlebnis, als Relativem. Das eine kann nicht sein ohne das andere; beides für sich ist Virtuosität; beides zusammen macht erst die religiöse Wirklichkeit aus. Der innerste Kern der Lehre Jesu ist die Botschaft von der Gottessohnschaft: Nicht nur, dass er der Gottessohn ist, sondern dass wir alle zu dieser Gottessohnschaft berufen sind. Was bedeutet denn Gottessohnschaft? Nichts anders, als dass wir Gott verwandt sind. Wir mögen verlorene Söhne sein und unser Gut unter den Huren verprassen, aber irgend etwas Sohnhaftes, dem Vater Gleiches ist in uns und kann zu seiner Stunde wieder aufwachen und uns den Weg führen zum Vater. Und gerade diese Rückkehr des verlorenen Sohnes zum Vater, das ist Religion. Religion ist immer ein Zweifaches. Es ist ein Erwecken des Sohnhaften in uns, das uns mit jedem Schritt dem Vater

näher bringt. Von Gott aus gesehen, ist es ein ununterbrochenes Unsnäherkommen, ein zunehmendes Mitteilen seiner Gnade, seiner Göttlichkeit. Jeder innere Schritt, den wir machen, ermöglicht ein deutlicheres Erkennen, Anschauen, Aufnehmen Gottes. Erkennen aber heisst Selbstwerden. Nur so viel erkennt, erfährt, bekommt man, als man geworden ist. Jedes Erkennen ist gekauft um den Preis des Gewordenseins und führt in ein neues Werden und umgekehrt: Jedes neue Werden ist gekauft um den Preis des Erkennthabens und führt zu einer neuen Erkenntnis. Sage man nur, der Mensch erkenne in allem nur sich selbst. Nun gut, deswegen muss er sich selbst zu dem machen, was zu erkennen er berufen ist.\*) Mag man nur sagen, wir verwirklichen nur unser Sein, das Objektive sei nur ein unverwirklichter Zustand unserer Seele, die dunkle Möglichkeit dessen, wozu sie sich immer mehr herangestaltet. Das alles sagt nur, dass wir in einer partiellen Identität leben, und dass wir einem Zustand der völligen Zugewandtheit der Menschen zu Gott zustreben, eben zum Reich Gottes, wo Er wird sein alles in allem.

Das aber hindert uns nicht, die ungeheure Grösse Gottes und die unendliche Nichtigkeit des Menschen zu erkennen. Gerade wer seine Identität an der Jesu Christi misst, erkennt am deutlichsten, wie jämmerlich klein und lebensschwach das Körnlein Göttlichkeit in uns ist, und wie es droht, erstickt zu werden unter der toten Masse des Unwesens, die wir beständig vermehren durch Gleichgültigkeit, Trägheit, Genußsucht; der erst erkennt, wie gross der Widerspruch ist zwischen dem Göttlichen, das wir nicht erreicht, dem Sollen, das wir nicht verwirklicht haben, und dem armseligen Bruchstück Sohnschaft, Identität, das wir in uns bergen.

Die Dialektik wird nicht aufgehoben durch die Identität, die Heiligkeit wird nicht vermindert durch die Gnade, die Transzendenz wird nicht aufgelöst durch die Immanenz; im Gegenteil: das erste wird ermöglicht durch das zweite; indem es in der menschlichen Natur verankert wird, kann es erst wirksam und schöpferisch werden. Für den, der durch Christus hindurch in die Gottessohnschaft hineinwächst, besteht keine Gefahr, dass er das erschütternde Sollen durch mystische Genußseligkeit dämpft: Die Unbedingtheit der Bergpredigt wird ihm erst jetzt in ihrer völligen Bedeutung klar: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Kein tappig zudringliches Vertraulichtun mit dem Vater ist möglich für den, der mit der ganzen Seele spricht: Unser Vater, der du bist in den Himmeln. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden ... Wie demütig klein schliesst sich da die Bitte an: Unser täglich Brot gib uns heute! Mit wie behutsamer Einschränkung wird hier die Bahn der Natur gebilligt, aber sofort geht es nun weiter auf der Bahn des Wertes: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Wie anschaulich und wunderbar ist hier unsere Verwandtschaft mit Gott dargestellt! Wie auch wir ... Indem wir vergeben, bezeugen wir unsere Sohnschaft und schaffen die Möglichkeit des Herabneigens des Vaters. Nun fahren wir aber vollends in das Dunkel des Unwesens hinein: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel ... Unwillkürlich schlägt dann die bedrückende Angst vor dem Abgrund um in die beseligende Gewissheit der Gegenwart und Grösse Gottes, — wieder aus der Ferne die Offenbarung der Nähe: Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

---

\*) In der vorstehenden Seite sind zum Teil wörtliche Aeusserungen von Professor Ilyin, Berlin, enthalten. An andern Orten wird man auch den starken Einfluss Martin Bubers erkennen.

So lebt der Mensch in einem zwiefachen Verhältnis zu Gott: als Gottessohn, der durch die Erfahrung der Gnade sich seiner Sohnschaft erfreut; als Menschensohn, der in seiner Gottferne sich zitternd und zagend nach der Huld des Allerheiligen hinstreckt. Und so steht auch Gott in einem zwiefachen Verhältnis zu uns: Gott ist nicht abhängig und ist doch abhängig von den Menschen, so ist das Objekt nicht abhängig und ist doch abhängig von dem Subjekt, und als Gleichnis gesagt: So ist das Bachsche Präludium nicht abhängig und doch abhängig von der Orgel.

Nicht abhängig ist das Bachsche Präludium von der Orgel, weil es existiert, auch wenn du es nicht spielst, abhängig, weil es nur wirklich und leibhaftig wird, in dem du es spielst. Hast du ein schlechtes Instrument, spielst du ohne alle Technik, dann ist es unmöglich, dass Bach wirksam werde. Wenn du aber seine Schönheit nur in einem geringsten Bruchstück erfahren hast, dann kannst du nicht ruhn, bis du dein Instrument so vervollkommnet, deine Technik so verbessert hast, dass du sie ganz Wirklichkeit werden lassen kannst. So fällt ganz am Ende unseres Weges doch wieder ein heller Schein der Rechtfertigung auf die Virtuosität. Nur ist alles Krampfhaftes aus ihr verschwunden. Wir schauen nun nicht mehr auf unsere Fertigkeit, auf unsere Kraft, auf unsere Muskeln, wir vergleichen die unsrigen nicht mehr mit anderen Leistungen, sondern alles geschieht nur, dass wir Gnade erlangen, dass sich unsere Gottesgemeinschaft mehre, dass sich das Reich Gottes in uns und ausser uns vergrößere.

Ein ununterbrochenes, intensives, gesammeltes Gerichtetsein auf den uns überall entgegenkommenden Gott ist nun die eigentliche Lebenshaltung unseres Geistes. Das heisst nichts anderes, als dass alles uns zum Gebet und Abendmahl, zum Erwarten und Empfangen wird. Und unser Gott ist so wunderbar reich und gross, dass wir dieses „alles“ nicht weit genug denken können. Von der einfachsten körperlichen Betätigung bis zur tiefsten geistigen Versenkung kann alles eine Bahn sein, die zu Gott führt. Auch keine Grenzen der Nationen und Völker können Gott einschliessen. Sokrates, Platon, Buddha und Laotse sind alle in Gott einbegriffen. Aber alles unter einer Bedingung, dass es im Zeichen des Gottessohnes stehe: „Es ist alles euer; es sei Paulus oder Apollon; es sei das Leben oder der Tod; es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“

Nun sind wir am Schluss angekommen. Christus, der uns den Weg durch das dunkle Gestrüpp des Unwesens gezeigt hat, Christus, der uns die Türe geöffnet hat zum Hause des Vaters, die Türe, über der das mysteriöse Monogramm der Erlösung, das Kreuz, strahlt — er hält uns die Hand entgegen, um uns hineinzuführen. Wenn wir an ihm vorbeigehen und durch ein Fenster ins Haus klettern wollen, um ohne Mittler zu Gott zu gelangen, müssen wir uns wohl überlegen, ob wir uns dabei nicht den Hals brechen können oder ob Gott, von denen, die am Gekreuzigten vorbeigehen, überhaupt etwas wissen will. Bleiben wir also noch einen Augenblick vor Christus stehen. Er schaut hinein in den allgemeinen Abfall dieser Zeit, und an uns richtet er die bange Frage: Wollt ihr auch weggehn? Könnten wir doch wie Petrus antworten: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, dass Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

Prof. Dr. TH. SPOERRI.